

Vom Palast in die Garage?

Sinfoniekonzerte und
Opernaufführungen finden
weitgehend ohne junges
Publikum statt. Vielleicht
lässt sich die klassische
Musik aber trotzdem in die
Zukunft retten.

Von Markus Föhn

Mozart würde sich wälzen im Grab, wenn er erführe, was sich allabendlich am Bahnhof des St. Galler Örtchens Heerbrugg zuträgt. Die Melodien aus seinem umfangreichen Werk, die dort zwischen 19 und 22 Uhr aus den Lautsprechern erklingen, werden nämlich nicht gespielt, um Liebhaber der Wiener Klassik zu beglücken – sondern um herumlungernde Jugendliche zu vertreiben. Es klappt sogar: Statt sich am Bahnhof von Mozart beschallen zu lassen, treffen sich die Jugendlichen nun lieber auf einem gut 50 Meter entfernten Parkplatz.

Am Bahnhof von La Chaux-de-Fonds führte klassische Musik diesen Frühling gar zu Sachbeschädigung. Die SBB testeten die Wirkung von Opern von Georges Bizet und Antonio Vivaldi auf Jugendliche und Randständige, die angeblich das Sicherheitsgefühl der Reisenden beeinträchtigen. Nach wenigen Tagen landete ein von der Decke gerissener Lautsprecher auf dem Perron, und in der Zeitung «L'Express» empörte sich eine junge Frau: «Das ist diskriminierend. Sie hätten uns auch einfach sagen können, dass wir stören.»

Das muss alles nicht repräsentativ sein, und trotzdem drängt sich der Verdacht auf: Wenn junge Menschen auf diese Weise auf die klassische Klänge reagieren, sieht es irgendwie nicht gut aus für die Zukunft dieser Musik.

Natürlich, die europäische klassische Musik füllt auch nach drei Jahrhunderten weltweit noch immer riesige Konzertsäle. Die kürzlich zu Ende gegangene Sommerausgabe des Lucerne Festivals verzeichnete 80 000 Besucher und eine Rekordauslastung von 95 Prozent. Zählt man die letztjährigen Veranstaltungen des Festivals an Ostern, im Sommer und Spätherbst zusammen, kommt man auf über 137 000 Menschen, die sich für klassische Musik interessieren. Noch mehr sind es in Zürich: Alleine das Opernhaus registrierte im vergange-

nen Jahr eine Viertelmillion Eintritte. Offensichtlich wollen noch immer sehr viele Menschen klassische Konzerte, Opern und Ballette sehen und hören.

Nur: Es gibt auch andere Zahlen, weniger gloriose. Zum Beispiel jene der Körber-Stiftung in Hamburg, die sich unter anderem auch in der Musikvermittlung engagiert. Anfang Jahr veröffentlichte sie eine Studie, die Deutschland – immerhin das Land Bachs und Beethovens – ein phänomenales Desinteresse an klassischer Musik attestiert. 88 Prozent der Befragten halten klassische Musik gemäss Studie zwar für ein wichtiges kulturelles Erbe, aber bloss 20 Prozent haben im Jahr 2013 ein klassisches Konzert besucht. Bei den unter 30-Jährigen waren es gar lediglich 10 Prozent. Die Autoren der Studie stellen fest: «Konzerthäuser erreichen immer weniger Menschen, vor allem nicht die Jungen.» Doch genau diese Jungen sind wichtig, wenn das heute schon stark überalterte Publikum irgendwann nicht einfach aussterben soll. Ohne Innovationsschub, so prognostizierte vor einigen Jahren eine Studie der Universität St.Gallen, verlieren die klassischen Konzerte in 30 Jahren über einen Drittel ihres Publikums.

Bei den Konzertveranstaltern ist die Nachricht angekommen, auch bei jenen in der Zentralschweiz. So sagt zum Beispiel Johannes Fuchs vom Lucerne Festival: «Man kann nicht so weitermachen wie bisher.» Fuchs leitet das Kinder- und Jugendangebot des Festivals; die Reihe «Young», die dieses Jahr erstmals auch über ein eigenes Ensemble aus jungen Musikerinnen und Musikern verfügt, richtet sich mit ihren Veranstaltungen auch an ein Publikum, das sich vom Alter her eher in Discos und Clubs herumtreibt als an klassischen Konzerten. Und Johanna Ludwig, beim Luzerner Sinfonieorchester (LSO) zuständig für die Musikvermittlung, glaubt: «Wir müssen dem jungen Publikum aufzeigen, dass klassische Musik ein Erbe ist, das wir nicht einfach übernehmen müssen, sondern selber gestalten können.»

Nachtkonzerte, Musikwagen und Figurentheater

Die meisten grossen Orchester, Konzerthäuser und Festivals tun mittlerweile einiges, um einem jungen Publikum zu demonstrieren, was sich mit diesem Erbe alles anstellen lässt. Die Reihe «Young» des Lucerne

Festivals wartete in diesem Jahr mit Figurentheatern und Sitzkissenkonzerten für Kinder auf, mit Familienkonzerten und einem Jugendkonzert, in dem Igor Strawinskys «Geschichte vom Soldaten» als multimediale Inszenierung aus Kammermusik, Erzählungen, Tanz und Animation daherkam.

Das LSO wiederum schickt als Erweiterung seines Horizonte-Programms diesen Herbst erstmals den Musikwagen durch die Zentralschweiz. Angelehnt an die Idee einer Wanderbühne, soll er die Musik zu den Leuten bringen – vor allem zu jungen Leuten an Schulen, denen der Wagen Möglichkeit sein soll, spielerisch und

experimentell mit Musik und Musikern in Berührung zu kommen. Zudem plant das LSO im Nachgang zu herkömmlichen Sinfoniekonzerten im KKL erstmals auch Nachtkonzerte speziell für junge Erwachsene aus dem Klub LSO U25. Die sogenannten Cap Concerts beginnen erst gegen 22 Uhr, kosten in Kombination mit dem Sinfoniekonzert gerade mal 10 Franken und sollen – wenn die ergrauten Konzertbesucher den Heimweg angetreten haben – jungen Klassikfreunden einen Austausch mit Gleichaltrigen ermöglichen. «Wir meinen, dass es für Junge attraktiver ist, Konzerte zu besuchen, wenn das Konzerthaus auch zum Treffpunkt wird»,

sagt Johanna Ludwig. Mitglieder des Klubs sollen auch bei der Entwicklung des Konzertprogramms mitreden können.

Alles schön und gut. Die Frage ist bloss: Lässt sich so die klassische Musik hinüberretten in die Zukunft? Einen Versuch ist es wahrscheinlich wert. Immerhin lassen mehrere Befragungen in verschiedenen Ländern den Schluss zu, dass sich keineswegs sämtliche Jugendlichen von Mozart, Bizet und Vivaldi in die Flucht schlagen lassen; ein Interesse an klassischer Musik scheint durchaus zu bestehen. Kulturwissenschaftler wie Martin Tröndle von der Zeppelin-Universität in Friedrichshafen glauben daher: Nicht die Musik ist das Problem – sondern ihre Darbietungsweise. Das klassische Konzert, wie es seit gut hundert Jahren unverändert abläuft. 90 Minuten lang im feinen Tuch dasitzen und schweigen, auf keinen Fall zwischen den Akten klatschen. Schon gar nicht schnell rausgehen und wieder reinkommen, geschweige denn,

Nicht die Musik ist das Problem, sondern ihre Darbietungsweise.

ein Getränk mit in den Saal nehmen. Ein Applaus am Schluss, mehr lässt das enge Regelkorsett nicht zu.

Neue Konzertformate gesucht

Dies mag den Gepflogenheiten des Publikums entsprechen haben, das Ende des 19. Jahrhunderts in die neu eröffneten Opernhäuser strömte – in die opulenten Musikpaläste, die überall in der westlichen Welt zum Identifikationsforum eines selbstbewussten, kulturinteressierten Bildungsbürgertums wurden. Doch während sich die Konzertformen zuvor immer wieder verändert hatten, erstarrte das klassische Konzert in diesen Sälen zu jener Form, die wir noch heute kennen. Und die kommt reichlich verknöchert und uncool daher für junge Menschen, die mit Pop- und Rockmusik sozialisiert wurden und für die die Opern- und Konzerthäuser jegliche Repräsentationsfunktion verloren haben. Kulturwissenschaftler Tröndle plädiert daher dafür, «die Kunstform Konzert als ästhetisch-soziale Präsentationsform zeitgemäss weiterzuentwickeln» – nur so lasse sich der «Musealisierung des Konzerts» und der «steten Veralterung des Publikums» entgegenwirken.

Vera Schnider weiss, wie sich das Konzert weiterentwickeln liesse, sie hat Erfahrungen mit verschiedenen Formaten. Die 28-jährige Harfenistin, die in Luzern studiert hat und heute in Bern lebt, spielt einerseits an klassischen Konzerten für das Luzerner Sinfonieorchester oder das Zürcher Kammerorchester. Andererseits tritt sie mit Formationen wie dem Ensemble Proton auf, das sich zeitgenössischer Musik verschrieben hat, mit Werken, die Komponisten explizit für das Ensemble schreiben. «Wir sprechen mit dieser Art von Musik keine Menschenmassen an. Aber indem wir bewusst die klassische Konzertgestaltung aufbrechen, gelingt es uns, ein neugieriges, junges Publikum anzuziehen.»

Die Konzertgestaltung aufbrechen, das heisst: Zum Beispiel an Orten auftreten, an denen an anderen Abenden auch Jazz oder Rockmusik gespielt wird, um die Hemmschwelle möglichst tief zu halten. Und: Mit Vertretern anderer Kunstrichtungen zusammenarbei-

ten – mit Choreografen, Literaten, Galerien. «Bindet man eine zusätzliche Kunstrichtung ein, hat man plötzlich neue Interessengruppen im Konzertraum», sagt Schnider. «Leute, die sonst vielleicht nie auf die Idee gekommen wären, sich ein solches Konzert anzuhören, finden dann plötzlich: Klingt spannend.»

Musik verlässt ihre angestammten Häuser und findet so neue Hörer – dass das klappen kann, zeigt auch das Beispiel der aus Zug stammenden Violinistin Deborah Marchetti. Die 35-Jährige hatte in so gut wie allen grossen Sälen Europas und Japans ihre Solo-Auftritte; seit rund zwei Jahren jedoch spielt sie ihr Repertoire von Barock bis hin zu neuer

Musik auch an ungewöhnlichen Orten: in einer Garage, im Rapperswiler Elektrizitätswerk, im alten Botanischen Garten Zürichs oder im Plaza Club, einem Ausgehlokal mitten im Zürcher Kreis 4. Das Publikum dabei: zu einem grossen Teil sehr jung, sehr hip, sehr begeistert.

Vielleicht steht es also gar nicht so schlecht um die Zukunft der klassischen Musik. Johannes Fuchs vom Lucerne Festival jedenfalls ist einigermaßen optimistisch. «Es gibt eine neue Generation von Musikern mit klassischer Ausbildung, die sich mit den bestehenden Werken nicht einfach zufrieden gibt, sondern sie weiterentwickeln will», sagt er. «Und es gibt Leute, die für diese Weiterentwicklung empfänglich sind.» Irgendwann, glaubt er, werden die Impulse, die diese jungen Musiker aussenden, auf die Paläste der klassischen Musik überspringen: «Das war beim Theater

auch so – was die freie Szene jahrelang machte, kam irgendwann auch bei den etablierten Stadttheatern an und hatte einen Innovationsschub zur Folge.»

Tröstliche Aussichten also. Tröstlich auch, dass sich der Gemeinderat des St. Galler Örtchens Heerbrugg nicht ganz sicher ist, ob es tatsächlich Mozart ist, der die Jugendlichen vom Bahnhof vertreibt. Seit Beginn der Beschallungsaktion schaut dort nämlich auch die Polizei öfters mal vorbei.

Vorschau LSO-Jahresprogramm siehe Seite 27

*Alles schön und gut.
Die Frage ist bloss:
Lässt sich so die klassische Musik hinüberretten in die Zukunft?*